

meinschaften. Er umspannt die ganze Menschheit und handelt an allen, die sich seinem – sichtbaren oder unsichtbaren – Wirken öffnen. War der erste Vorübergang Gottes in Ägypten zum Heil eines kleinen Volkes, so geschieht der zweite – in Palästina und in der Kirche – für die gesamte Menschheit, die das neue und ewige Volk Gottes bilden soll.

Österliche Verkündigung ist das Zeugnis, das Menschen von diesem universalen Wirken Gottes ablegen. Wenn sie auch in der Regel vor einer Gemeinde von Glaubenden geschieht, so intendiert sie doch stets das Heil der ganzen Welt.

Hellmut Geißner  
Verkündigen  
Gedanken über  
Sprache und Sprechen

*Wer aber behauptet, man dürfe den Menschen über Inhalt und Form der Rede keine Vorschrift machen, da es ja der Heilige Geist ist, der sie zu Lehrern macht, der kann geradesogut auch sagen, man dürfe nicht beten, weil ja der Herr sagt: Euer Vater weiß, was euch fehlt, noch bevor ihr ihn darum bittet...*

*Augustinus, De doctr. christ. IV, 33.*

I. Die theoretische  
Grundlegung

Ist Verkündigen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil noch schwieriger geworden? Es macht den Eindruck. Viele ordinierte Verkünder scheinen unsicher zu sein. Dafür gibt es mancherlei Gründe: keine Absonderung mehr vom Volk, weniger Isolierung in der Liturgie, weniger Gesungenes, kaum Latein, keine Stillmesse.

Wahrscheinlich werden von diesen Änderungen aber lediglich Leerstellen aufgedeckt, die schon lange mit Latinität, *tonus rectus*, Sinn für Theatralik, Elitebewußtsein und *opus operatum*-Gesinnung nur schlecht übertüncht waren.

Betrachtet man die Änderungen in ihrer Intention, dann bringen sie: Hinwenden zur Gemeinde, folglich Miteinandersprechen, folglich Landessprache.

Dann läge im Unsicherwerden – wieder einmal – eine Chance. Wird dagegen jemand nicht unsicher, überträgt er seine alten Formen der Haltung, des Sprachstils (beim Ankündigen und Predigen) und des Sprechstils (beim Ankündigen, Predigen, Vorlesen und Vorbeten) in die veränderte Situation, dann kommt es zwangsläufig zu einer Kette von Unwahrhaftigkeiten.

Es kommt zu einer Kette von Brüchen, die nicht als nur ästhetisch relevante ›Stilbrüche‹ abgetan werden können.

Es sind Brüche, die den Mitfeiernden, wenn er sie wahrnimmt, verletzen – ihn mißachten, wenn er sie nicht bemerkt. Theologischer gedeutet: Brüche, die ein Ärgernis sind dem, der sie bemerkt, ein Mangel an brüderlicher Liebe gegenüber dem, der sie nicht wahrnimmt. Der Sinn der Änderungen wird auf diese Weise paralytisiert.

Hier wäre zu begründen, warum Haltung, Sprache und Sprechen zusammenbedacht werden und was das für die Aufgabe des Verkündigens bedeutet. Das könnte von der Sprachtheorie aus geschehen. Da aber Sprache heute in fast allen Denkrichtungen erneut Forschungsgegenstand geworden ist, können hier nur einige weit voneinander entfernte Namen stehen, die das Feld markieren. Ein Feld, auf dem Idealisten und Pragmatisten, Logiker und Logistiker, Zeichentheoretiker und Kybernetiker, Anthropologen und Soziologen, Psychologen und Psycholinguisten, Sprachwissenschaftler und Sprechwissenschaftler miteinander streiten und in diesem Streit der Sache selbst neue Erkenntnisse abgewinnen.

Eine explizite Sprachtheologie dagegen, die auf dem Stand dieser Reflexionen und Theorien über die Sprache stünde, gibt es wohl nicht. Da andererseits die wenigsten Theologen während ihres langen Philosophiestudiums die gerade erwähnten Forschungsrichtungen, ihre Methoden und Ergebnisse kennenlernen, bildet sich ein vielleicht fundamentaler blinder Fleck in ihrem Selbstverständnis als Verkündiger. Nur so läßt es sich erklären, daß – um auf die drei Begriffe Haltung, Sprache und Sprechen zurückzukommen – von ›Haltung‹ allenfalls in der Pastoraltheologie, sicher in der Liturgiewissenschaft (wenn auch in anderem Wortverständnis) die Rede ist. Die Sprache gehört zur Fundamentaltheologie und Exegetik, das Sprechen, wenn überhaupt, zur Homiletik und Katechetik. Die Dialektik von ›Mensch und Sprache‹ wird dabei ebenso ignoriert wie die von ›Sprache und Sprechen‹. Nur so läßt es sich begreifen, daß vom Menschen die ihn konstituierende Wirkung der Sprache weggedacht wird, also Geschichte, Bewußtsein, Gewissen usw. Nur so ist es schließlich zu verstehen, daß wo immer Sprache in diesen Beziehungen einbegriffen wird, ›Sprechen‹ auf jeden Fall als minderere Akt leiblicher Äußerung unter den peripheren Techniken verrechnet wird. Die unsinnige Trennung in materiale und formale Homiletik mag als Beweis dienen – oder die Besinnung darüber, warum wohl Stummheit ein Weihehindernis ist.

Thesenhaft verkürzt heißt das: Sakrament und Verkündigung sind essentiell gebunden an das gesprochene Wort. Das gesprochene Wort konstituiert priesterliches Wirken. Vorausgesetzt ist dabei nicht nur die Sprechfähigkeit des Vollziehenden, sondern die dialogische Intention. Der existentielle Vollzug des Dialogischen ist immer zugleich Selbstvollzug des Sprechenden, historische Konkretion des

Gesprochenen und Ermöglichung des Mitvollzugs der Angesprochenen.

Wird diese Dreistrahligkeit unter zeichentheoretischem Ansatz betrachtet, dann verschiebt sie sich in einer Position. Dann gibt es 1. eine gleichzeitige Beziehung zwischen Zeichen und Zeichen (materialer oder syntaktischer Aspekt), 2. eine zwischen Zeichen und Bezeichnetem (semantischer Aspekt) und 3. eine zwischen Zeichen und Zeichenverwender bzw. Zeichenempfänger (pragmatischer Aspekt). Für das gesprochene Sprachzeichen heißt das in allen drei Zeichendimensionen Präsenz von Sprachlichem und Sprecherischem (syntaktisch und parasyntaktisch; semantisch und ektosemantisch; pragmatisch und situativ). Es führte zu nichts, hier ein Schema der Analyse gesprochener Zeichen, etwa der in einer Predigt relevanten Zeichenfunktionen, nur zu skizzieren. Stattdessen soll eine formale Betrachtung das Gemeinte verdeutlichen. Es interessiert im sprachlichen Feld zum Beispiel an den *Satzarten* ihre grammatische Struktur (Setzung, Einfachsatz, Satzgefüge) unter 1., ihre Aussagefunktion (Frage, Behauptung, Urteil) unter 2., ihre Aussageintention (rationalisierend, emotionalisierend) unter 3., oder im sprecherischen Feld zum Beispiel an den *Tonhöhenbewegungen* ihre akustische Struktur (Intervallumfang, Häufigkeit der Intervallsprünge) unter 1., ihre satzsinnkonstruierende Funktion (Aussage-, Frageintonation) unter 2., ihre situative Intention (emphatisierend, didaktisch usw.) unter 3. Was hier an einem Satzmodell gezeigt wurde, gilt entsprechend für das Semantische. Es müßte einsichtig geworden sein, auf welche Weise im konkret Gesprochenen Sprachliches und Sprecherisches einander wechselseitig fundieren.

Wichtig scheint weiter der Hinweis darauf, daß im Zeichenmodell am pragmatischen Richtungsstrahl als ›Interpretant‹ beide auftauchen, der *Zeichenverwender* und der *Zeichenempfänger*. Das heißt für die Aufgabe des Verkündigens: Weder für die material-syntaktische Struktur der verwendeten Zeichen noch für die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem gibt es zwischen Zeichenverwender (Verkündiger) und Zeichenempfänger (Gemeinde) einen Unterschied. Beide sind Interpretanten. Wird dieser Gedanke aus der ahistorischen Betrachtung des universellen Zeichenmodells gelöst und übersetzt in die vertrautere ›historische‹ Betrachtungsart, dann heißt das folgendes: Das Miteinandersprechen als ausgezeichnete Modus des Miteinanderseins vermittelt die Dialektik von Sprechen und Sprache. In der Geschichtlichkeit des Miteinandersprechens gründet aber zugleich die Tatsache, daß alles Gesagte jemandes Gesagtes ist und alles Gehörte jemandes Gehörtes. Das Gesprochene im Sinnhorizont eigener Geschichtlichkeit vermittelt den Auslegungshorizont des Sprechenden und den Auslegungshorizont des Hörenden. Bei allem Bemühen um die ursprüng-

liche Situation einer Nachricht, zum Beispiel der »Botschaft«, gibt es weder eine Überwindung der historischen noch der dialogischen Differenz.

Die Botschaft ist in Sprache gesprochen. Sprache ist aber nicht nur das Objekt der Interpretation, sondern sie ist selber Interpretation. Es meldet sich hier ein Verständnis der Sprache als ständig geschehender Auslegung. Jede Sprache deutet Welt auf ihre Weise. Aber als diese Deutung ist sie nicht die Welt selbst, sondern bleibt eine ›Zwischenwelt‹. Diese ist nun auf immer erneute Deutung angelegt. Im Sprechen wird die vorgegebene ›Deutung der Welt durch Sprache‹ aktualisiert und damit in die jeweilige Situation hinein ausdeutend vollzogen. Jeder Sprecher hat Welt nur kennengelernt unter der ›Weltansicht‹ seiner Sprache (ihren Inhalten, ihren Kategorien, ihren Sprechweisen), nicht nur die Welt, auch sich selbst. Dennoch kann er im situativ gesteuerten Sprechen dieser tradierten Sprache ihre Deutung modifizieren. Sprache deutet Welt. Sprechen deutet Sprache. Dafür läßt sich auch sagen: *interpretatio interpretationis*. Die Grundstruktur des hermeneutischen Zirkels ist freigelegt. Zugleich zeigt sich die in der Sache selbst liegende Vermitteltheit von Rhetorik und Hermeneutik.

Wird das ›Schreckwort‹ Rhetorik durch sein im jetzigen Gedankengang geltendes Pendant ersetzt, dann heißt das: die Vermitteltheit von Homiletik und Hermeneutik.

Homiletik im weitesten Sinne – nicht Entmumifizierung invarianter Inhalte – ist das Ziel der Exegetik. Was für die mundanen Wissenschaften wie eine Hilfskonstruktion anmutet – jener Satz Yorck von Wartenburgs: »Im Praktischwerden-Können liegt der Rechtsgrund aller Wissenschaft« –, gilt für das Verkündigen substantiell. Zur *subtilitas intelligendi* und der *subtilitas explicandi* kommt notwendigerweise aus dem die Verkündigung fundierenden Auftrag eine *subtilitas applicandi*. (Die pietistische Terminologie trifft hier sehr genau.) Die aus neuer Geschichtlichkeit zwangsläufig immer erneut geschehende Auslegung, die Hermeneutik, ist angelegt auf Homiletik.

Hermeneutik ist nicht, wozu sie im theologischen und säkularen Philologismus denaturierte, eine formale Hilfsdisziplin für die Exegese. Sie ist als Einlaßstelle des Geschichtlichen die notwendige Verbindung zwischen Exegese und Homiletik. Dies noch stärker, wenn die Hermeneutik des Gesprochenen einbezogen wird.

Die in Sprache nicht eingesargte Verkündigung, sondern die in der sich auslegenden Sprache sich auslegende Verkündigung ist, gerade als diese, gesprochen auf immer erneuten Spruch. Das Gesprochenwerden gehört fundamental zum Verkündigen.

Das Verstehen (*hermeneuein*) von Botschaft in Sprache (*logos*) geschieht als Verkündigen (*keryttein*) im Sprechen (*legein*); konkret: im Miteinandersprechen (*dialogesthai*).

Hier eröffnet sich durch den oder die jeweils Hörenden, deren Gehörtes ihr Gehörtes ist, eine erneut ›unendliche‹ Iteration der Auslegung. Es begründet sich aber auch, warum jede Zeit einen Anspruch auf ihre Auslegung hat. Warum die Auslegung von gestern nicht Verkündigung für heute sein kann. Da Verkündigen in gesprochener Sprache geschieht, kann es heute nicht Sprache und Sprechen von gestern sein. Aber auch morgen nicht die von heute. Das eingangs beschriebene Dilemma zeigt sich gegenwärtig nur überscharf, vorhanden ist es immer, und zwar unvermeidlich.

Die Forderung permanenter Änderungen, abgeleitet aus der geschichtlichen ›Vertikalen‹ (diachronische Betrachtung), wird noch unterstützt durch die Betrachtung der gesellschaftlichen ›Horizontalen‹ (synchronischer Aspekt). Am Zeichenmodell wurde die prinzipielle Gleichrangigkeit beider Interpretanten beschrieben, ihre ›Gleichursprünglichkeit zu Gott‹. Jetzt gilt es, die ›dialogische Differenz‹ (J. Lohmann) bewußt zu machen, die nicht nur grundsätzlich unüberwindbar ist, sondern die sich ontisch im Psychischen und Sozialen vielfältig weiterdifferenziert. Und eben diese Differenziertheiten machen es notwendig, daß auch Verkündigung immer differenziert wird. Dabei sind zu berücksichtigen alle situativen Steuerungselemente: Raum, Zeit, Anlaß, Ziel, Redegegenstand im engeren Sinne und vor allem die Hörer, Zahl, Alter, Berufsgruppen, Bekannte, Fremde usw. Aber nicht zu vergessen ist dabei auch, daß der Verkündiger selbst nicht eitel Selbstidentität ist, sondern im sozialen Feld Rollenträger unter Rollenträgern.

Für die Theorie vom *homo sociologicus* (R. Dahrendorf) ist Rolle kein uneigentliches Verhalten; nicht so etwas, was man spielen oder auch nicht spielen kann; auch nicht das, was man gern spielen möchte. Das wären *Spielrollen*, die, wie die Schauspielerrollen, hier außer Betracht bleiben. Gemeint sind damit auch nicht unmittelbar die angeborenen *Lebensrollen* (etwa Geschlechts-, Alters-, Verwandtschaftsrollen), obwohl sich in ihnen schon ein Spielraum zeigt; jemand kann zum Beispiel seine Altersrolle nicht annehmen und will den ›ewigen Jüngling‹ spielen. Wenn hier von Rolle die Rede ist, dann geht es um die *sozialen Rollen*, wie sie an soziale Positionen geknüpft sind, mit einem Bündel von Rollenerwartungen, über die jeweils eine Bezugsgruppe wacht. Kein Geistlicher wird, so ist zu hoffen, auf Fahrt mit den Meßdienern sich so verhalten wie beim Zelebrieren, in der Schulstube wie beim Krankenbesuch, seinen Confratres gegenüber wie im Kindergottesdienst usw. Soziale Rollen sind Haltungsdifferenzierungen. Soziale Rollen sind Sprechrollen. Hat sich die zu einem Rollensegment passende Haltung und Sprechweise verhärtet, wird sie dominant, dann mißlingt die Verständigung in den anderen Positionssegmenten. Aber nicht nur

irgendwelche Verständigung wird dadurch erschwert oder mißlingt, sondern auch die Verkündigung.

Die theoretischen Überlegungen sind bis an die Stelle geführt, an der an einigen Beispielen gezeigt werden kann, wie sich das Miteinander von Haltung, Sprache und Sprechen beim Verkündigen auswirkt.

## II. Praktische Beispiele

Da ist zunächst ein Rollenwandel zu beschreiben. Jeder ist zwangsweise Tochter oder Sohn von Eltern, hat damit Großeltern, vielleicht auch Tanten und Onkel, Nichten und Neffen usw. Und jeder wird, sobald er darauf reflektiert, bemerken, daß er sich zu jedem dieser Verwandten leicht unterschiedlich verhält. Zu diesen Verhaltensvariablen gehört auch, ›was‹ und ›wie‹ man zu ihnen spricht. Es gibt Dinge, die mit dem Vater, andere, die mit der Mutter besprochen werden, und wenn schon mit beiden, dann doch in unterschiedlicher Sprechweise. Erstaunlich ist nun, daß diese alltägliche Erfahrung nur selten in das Sprechen beim Verkündigen übertragen wird. Gleichsam als Pendant zur ›Mutter, der Kirche‹ hat sich ein pseudo-väterlicher Sprach- und Sprechstil etabliert. In dieser Vater-Rollenhaltung kommt nicht nur die Autokratie einer patriarchalischen Hierarchie zum Vorschein, sondern in einer mißverstandenen Theologie so etwas wie ein ›Stellvertreter des Sohnes mit Vatergeltung‹, letztlich eine trinitarische Attitude. Nachdem sich allmählich die Einsicht durchzusetzen scheint, daß die autoritäre Reglementierung nicht wesensgemäß, sondern ein Resultat der jeweiligen Herrschaftsverhältnisse ist, also im Falle des autoritären Systems innerhalb der Kirche ein Anachronismus, muß auch die ›Vater-Rolle‹ kritisch überprüft werden.

Ist Patriarchat in aufgeklärten Sozietäten haltbar? Das Spiel eines Ersatzvaters in einer ›vaterlosen Gesellschaft‹ (A. Mitscherlich) bleibt Vater-Ersatz, der sich lediglich aus der Requisitenkammer der patriarchalischen Haltung einigermaßen stiltypisch kostümieren, aber nicht mehr glaubwürdig manifestieren läßt. Damit ist – es sollte überflüssig sein, darauf hinzuweisen – gewiß nichts gesagt gegen Verkündiger, die wirklich ›väterlich‹ sind. (Woran kann man das aber merken?) Gesagt ist hier etwas gegen jene habituellen ›Väter‹, die mit Bonhomie jovial sind oder ohne Selbstverleugnung tyrannisch. Am schlimmsten aber scheint, daß dabei – wenn schon nicht Projektionen ungelöster Vaterkonflikte – ein unerträgliches Vaterklischee triumphiert. Ein Klischee, das sich auch durch die Atmosphäre vieler Pfarrhäuser vererbt, so daß ein junger Kaplan, dem niemand aus der Gemeinde hilft, zu dieser Selbsttäuschung greift, um sich zu behaupten.

Da erscheint dann die Schulkatechese sonntags in allen Messen fast unverändert, sprachlich ein bißchen aufgeputzt. Es ist nicht nötig, das leider nur zu bekannte Bild zu Ende zu skizzieren. Aber wie sollen die also angeredeten

›lieben Pfarrkinder‹ im Pfarrausschuß als freie Partner dem Herrn Pfarrer auf Gebieten, von denen er beim besten Willen nichts versteht, einen Rat geben? Wahrscheinlich wird er es für ausgeschlossen halten, daß es so etwas gibt. Wie sollen sie dem, der Kritik an seiner Person für ein Sakrileg hält, bei Manipulationen zum Beispiel vor Wahlen zu diesem Pfarrausschuß oder zum Kirchenvorstand offen gegenüberreten? Während für den ›Heiligen Vater‹ der Gesamtkirche und die ›Väter‹ in geschlossenen klösterlichen Lebensgemeinschaften die Vaterfunktion gegeben sein mag, scheint sie so *in* der Welt nicht mehr realisierbar.

Statt ins ›Onkelhafte‹ auszugleiten, gibt es nur den Weg des ›brüderlichen Mitseins‹. Gemeint ist damit gerade nicht die idealistisch verbrämte ›Brüderlichkeit‹, die leider für Deutsche politisch und interkonfessionell ideologisierte Brüderlichkeit. Gewiß kann die Anrede ›Brüder und Schwestern‹ genauso verlogen sein wie jede andere; aber als menschliche Aussage ist nun einmal keine Aussage unbedroht von ihrer Entstellung. Wenn schon, dann ist die Pilatusfrage überall zu stellen.

Die Bruder-Haltung ist aber der Vater-Haltung vorzuziehen, nicht nur, weil Brüder im allgemeinen gleich sind in ihrer Abhängigkeit vom ›Vater‹, sondern weil das Bruder-Verhältnis an keiner Stelle sozial und politisch eine Abhängigkeit institutionalisiert. (Anders auch hier wieder im Patriarchat der Agrargesellschaft bzw. des Feudalismus, wo der Erstgeborene rechtlich bevorzugt war.)

In diesem Sinne folgt aus brüderlicher Haltung eine offene Zuwendung, die um Hinwendung weiß. Es folgt aus ihr weiter ein offenes Wort, das auf Antwort, auch auf kritische ›Entsprechung‹ hin offen ist. Es folgt daraus schließlich eine Sprechweise, die nicht penetrant belehrt, nicht beschimpft, nicht alles besser weiß, nicht permanent ›gütig‹ klingt usw. Die Umschreibung der gesuchten Sprechhaltung *via negationis* vermag diese Haltung deutlicher zu machen, als es mit ›positiven‹ Angaben gelingen könnte. Gewiß sind diese negativen Formulierungen auch Klischees, aber sie haben – bei dem gegenwärtigen Stand der Ausdrucksforschung – zumindest heuristischen Wert.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß bei einer Unterhaltung, die in einer völlig fremden Sprache geführt wird, aus der Ausdrucksweise doch eine Menge, gleichsam ›vorsprachlich‹ erschlossen und in Grenzen ›verstanden‹ wird. Ähnliche Erfahrungen machen nun auch Kinder, die in ihre eigene Sprache hineinwachsen. Auch sie ›verstehen‹ Ausdrucksformen, ohne die Wortinhalte zu verstehen. So produzieren schon Zweijährige komplette Satzintonationen, noch ehe sie den Satzrahmen mit stimmenden Wörtern ausfüllen können. Diese Kinder – und bekanntlich nicht nur sie – reagieren auf den ›Ton, der die Musik

macht, sehr genau. Ein Fünfjähriger verstand (1965) vom Wortlaut einer nach allen Regeln der Predigtkunst des neunzehnten Jahrhunderts ablaufenden Adhortatio kaum ein paar Wörter, aber er erfaßte die Ausdruckshaltung und fragte präzise: »Warum schimpft der Herr Pfarrer so?« Ein andermal, es ging um eine rührende Lamentation, fragte der Knirps ebenso präzise: »Was hat der Herr Pfarrer, warum weint er?« Diese beiden Beobachtungen – warum schimpft er, warum weint er – treffen noch immer eine Vielzahl der Sonntag um Sonntag zu hörenden Verkündigungen. Oft wechseln beide Haltungen: für Psalmen und Lesung den ›Heulstil‹, für die Predigt den ›Schimpfstil‹, für die Fürbitten wieder den ›Heulstil‹. Wer die Beobachtungen des kleinen Jungen für übertrieben hält, der verschaffe sich eine ähnliche Gelegenheit: Er stelle ein Rundfunkgerät in ein Nebenzimmer, reduziere die Wortverständlichkeit, er wird dennoch sofort heraushören, jetzt gibt's Nachrichten, das ist Ansage, Sportreportage, Hörspiel, Kirchenfunk. Ist es ein Sonntagmorgen und man gerät in eine Direktübertragung eines Gottesdienstes, dann hört man nicht nur sofort, ›es predigt‹, sondern meistens auch (bis auf wenige, sich allmählich mehrende Fälle) die ›Konfession‹.

Aber gerade in dieser verfremdenden Wirkung über das akustische Medium wird einem mit Schrecken bewußt, wie antiquiert ›Sprache und Sprechen‹ beim Verkündigen sind. Eine Antiquiertheit, die der Mehrheit der Hörer – und das sind auch Nicht-Christen – schon aus dem unreflektierten Vergleich mit anderen Wortsendungen auffällt. Eine Antiquiertheit, die sie beim Hörfunk zum Abschalten oder Umschalten treibt, beim Fernsehfunk zum vorübergehenden Ausblenden des ›Tones‹ (das Bild läßt man laufen, um die Anschlußsendung nicht zu verpassen). Während aber für eben dieses ›Wort zum Sonntag‹ und für die ›Morgenandachten‹ im Hörfunk (unter welchen Titeln im einzelnen sie auch bei den verschiedenen Sendern angekündigt werden) allmählich die Konsequenzen gezogen werden, läßt sich dieser Eindruck vom Gemeindegottesdienst aus nicht gewinnen. Da gibt es offensichtlich niemanden, der sich um die theologische Seite kümmert (Kirchenfunkbeauftragter) und niemand, der die helfende Funktion des Aufnahmeleiters übernimmt. Wäre es nicht eine krasse Selbstüberschätzung zu erwarten, daß die Gemeinde nicht auch ›abschaltet‹?

Hier zeigen sich entscheidende Versäumnisse der Ausbildung. Es fehlt an vielen Stellen nicht nur das vorher reklamierte Selbstverständnis als Verkündigender, sondern genauso das daran entwickelte Sprachvermögen und Sprechkönnen.

Antiquiert ist dabei nicht nur die sogenannte ›Sprache Kanaans‹, obgleich die bildhaften Gleichnisreden aus der Denk- und Sprachwelt einer Agrargesellschaft heute in

Mittel-Europa nur noch regional verständlich sind. Antiquiert ist auch der Sprechstil. Das meint vordergründig die merkwürdige Tatsache, daß in den meisten Gotteshäusern komplizierte Verstärkeranlagen installiert sind, daß aber gepredigt wird, als gäbe es weder Mikrofon noch Lautsprecher. Die dabei sich ergebenden, oft grotesken Übersteigerungen und Verzerrungen werden bei direkten Funkübertragungen erschreckend deutlich. Es gibt von solchen Sendungen ›Mitschnitte‹, die der Prediger in Ruhe kritisch abhören könnte. Es gibt aber auch die Möglichkeit, an jede Anlage ein Tonbandgerät anzuschließen und eine ganze Messe von der hoffentlich ›vorher‹ gegebenen Kanzelabkündigung bis zum Schlußchoral aufzunehmen. Nicht etwa, damit anschließend mit Chor, Schola, Meßdienern usw. solange geprobt wird, bis eine stilreine ›Aufführung‹ zustande kommt, sondern damit für den Organisten und den Lektor, vor allem aber für den Zelebranten selber, eine Möglichkeit zur Selbstkritik geschaffen wird. Eine Kritik, in die man – wie es selten schon geschieht – einen allerdings nicht hörigen ›Laienkreis‹ einschließen sollte. Es gibt übrigens schon Gemeinden, in denen die Predigt auf diese Weise gemeinsam vor- und nachbereitet wird.

Andere Formen der Kritik sind zum Teil gesetzlich verboten. Für die politischen Reden, selbst für akademische, mit Ausnahme weniger Festvorträge, gibt es Zustimmung- und Mißfallensäußerungen. Für die kirchliche Rede gibt und kann es auch nichts Vergleichbares geben; aber man möchte – wie oft – Zwischenrufe machen dürfen. Und um dieses vereitelte Ansinnen sollte der Redende wissen; denn diese Zwischenrufe hätten zum Anlaß: Haltung, Sprache und Sprechen.

Der Versuch, den gemeinten Unterschied zwischen ›väterlich‹ und ›brüderlich‹ darzulegen, führte über die Ausdrucksklischees und die Kontrastfolie der Funksendungen in andere Einsatzstellen kritischer Reflexionen. Hierher gehört ein weiteres Gegensatzpaar: selbstherrlich – bescheiden. Es geht dabei nicht um den schon erwähnten Schimpfstil, um die Lust am Pönalisieren, sondern um eine Art, sich in Szene zu setzen, die gewiß in der Heilsmittlerschaft kaum ein Fundament hat. Dieses ›schaut her, ich bin's‹-Pathos verstellt den Zugang zum gewandelten Kirchenbegriff.

Am Pathos der Verkündigung setzt häufig Kritik ein. Deshalb ist genauer zu unterscheiden. Der Einwand kann sich nur gegen die Zerrformen richten, gegen den ›salbungsvollen oder exaltierten Ton‹, die ›pathetischen Stilisierungen‹, die ›gravitatische Haltung‹. Alle drei Entartungserscheinungen lassen sich genau beschreiben. Zum Beispiel entsteht der salbungsvolle Ton durch verminderten Artikulationsgriff bei geweitem Hintermund, so daß eine vollmundige, fast genüßliche Klangfülle entsteht, die

*semper legato* entweder auf Vatergestus dunkel gefärbt oder mit Vibrato durch extreme Intervalle bewegt wird. Eine ähnliche ›Hohlform‹ entsteht im Sprachlichen, wenn vorfabrizierte Versatzstücke (ältere und jüngere Predigtliteratur) in amplifizierenden Paraphrasen so dargeboten werden, daß vertuscht wird, wie wenig ihre Denkbewegung ausgeschöpft wurde bzw. wie wenig darin ursprünglich gedacht worden war. *Sit venia verbi* wird vorgeschlagen, Páthos als die Hohlform von Páthos als der ›erfüllten Form‹ zu unterscheiden. In dieser existentiellen und situativen Pathetik, etwa der Psalmen, stimmen zusammen: Expressivität und Intensität. Es gibt dagegen auch impressive Intensität, etwa in anderen Gebeten, in einer mehr meditativen Predigt. Hier wird übrigens deutlich, daß man nicht nur um die Inhalte, sondern auch um die unterschiedlichen Stil- und Ausdruckshaltungen der Texte wissen muß (Psalmen, Altes Testament, Neues Testament, Lesungen usw.), wenn man sie angemessen verkündigen will. Fehlt nun die existentielle oder die situative Intensität, dann bleiben übrig entweder die leere Expression, eben das berüchtigte falsche Páthos oder die leere Impressivität, die sogenannte pure ›Sachlichkeit‹, das Páthos der Unterkühlten. Beiden Fehlhaltungen fehlt die Intensität. Und hier sei sofort eingestanden, daß kein Mensch ständig und in ganz differenten Berufsaufgaben intensiv sein kann. Aber dieser Mangel läßt sich zum Teil für das Vorlesen durch strukturadäquates Lesen ausgleichen. Auf keinen Fall sollte dies durch Páthos vertuscht, sondern eingestanden werden durch schlichtes, nüchternes Sprechen. Niemand kann immer in Höchstform, aber jeder kann glaubwürdig sein.

Zu dieser Schlichtheit, die das Bild des brüderlichen, bescheidenen Verkündigers noch weiter bestimmt, gehört allerdings auch ein differenziertes (und differenzierbares) Sprachvermögen. Wie viel abgeblaßte Bilder werden nicht Sonntag um Sonntag vorgezeigt; wie viel Automatismen ›bewegt‹, von der Art, wer ›Leib‹ sagt, muß auch ›Seele‹ sagen usf.; wie vieles ist schlechtweg unerträglich, kitschig und sentimental (Adjektive!). Gefährdet scheinen hier besonders poetisierende Seelen, die neueste Theologie in die Sprache der Courts-Mahler ›veredeln‹. Hier sei sofort wieder zugestanden, daß keiner sämtliche Berufsaufgaben gewissenhaft erfüllen, alle Fachliteratur lesen und auch noch literarisch auf dem laufenden sein kann. Aber auf der andern Seite ließe sich da im Laufe der Ausbildung vieles erreichen – und außerdem muß keiner ›poetisieren‹. Es ist lernbar, so zu sprechen, daß die Aussage ihr Niveau behält und die Traktätchenleser auch etwas verstehen. Ein Blick in die Gemeindeblättchen, Pfarrboten – oder wie immer sie heißen – zeigt zur Genüge, daß es sich dabei keineswegs um besondere Schwierigkeiten im Mündlichen handelt. Was dort gelegentlich an autoritärer Haltung,

schiefer Theologie und miserabler Sprache zusammenkommt, ist kaum vorstellbar.

Von dieser wortinhaltlichen Seite führt die Überlegung in eine weitere Grundlage der Intensität, den Sachbezug. Gemeint ist damit die gründliche, saubere Denkarbeit am Text, und zwar nicht nur an der Perikope im engeren Sinn. – Ungründliche Vorbereitung verleitet zu oberflächlichen Assoziationen, zu ungenauer Sprache. Dann wird wieder Zuflucht gesucht bei einem inadäquaten Sprechausdruck, der – ob lautstark oder sentimental – die Schwäche kaschieren soll. Merkwürdig genug muten dann in solchen Zusammenhängen die sprachlichen Überanstrengungen und die ›reißerischen Aufmacher‹ an, ›Jesus im Ausverkaufs-Schaufenster‹, die Apostel mit Vereins-Kameraderie usf. Es gibt ›Reporter Gottes‹, sogar ein ›Maschinengewehr Gottes‹, aber diese Ausnahmen sind sicher keine Stilvorbilder. Intensität meint nicht Exhibition, meint nicht Aufdringlichkeit, sondern Eindringlichkeit.

Aus dem gründlichen Sich-Einlassen in den Text wird der treffende Ausdruck gefunden, der im sprechdenkenden Ausarbeiten, das heißt im Blick auf gerade diese Hörerschaft, genau, aber anschaulich und lebendig umgesetzt wird in die konkrete Situation, in der er wirken soll.

Statt einer uferlosen Kasuistik konnten nur wenige formale Abgrenzungen skizziert werden, in die wiederum sehr vorsichtig einige materiale Bestimmungen gesetzt wurden. Die permanente Änderung betrifft gerade Sprache und Sprechen. Es gibt keine Rezepte. Jeder ist ein Stück im Prozeß.

Die zum Schluß entwickelten Gedanken zeigten noch einmal die Verbindung von historisch-wissenschaftlicher Arbeit, existenziellem Einbezogensein und Umsetzvermögen in die dialogische Aktualität der Gemeinde; zeigten die Vermitteltheit von Exegese, Hermeneutik und Homiletik.

John T. Noonan, Jr.

### Die Autoritätsbeweise in Fragen des Wuchers und der Empfängnisverhütung

In der gegenwärtigen Kontroverse über die Empfängnisverhütung spricht man oft von einer Entwicklung, die parallel verlaufe zur Entwicklung der Lehre über den Wucher. Es scheint darum angebracht, die möglichen Parallelen systematisch zu untersuchen. Dieser Artikel möchte die Autoritätsbeweise, auf die sich die Vorschriften über den Wucher und die Empfängnisverhütung stützen, vergleichen *und die damit gegebenen Folgerungen* erörtern. Die »Autoritätsbeweise« sollen hier geprüft werden nach der herkömmlichen moraltheologischen Einteilung: Heilige Schrift, Väter, Konzilien, Päpste, ordentliches Lehramt.